

(Nachdruck verboten.)

43]

## Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Die Tante, die vollständig den Kopf verloren hatte und sich ihrer Handlungen gar nicht mehr bewußt war, reichte Tonet zitternd ein Bündel Wäsche, in dem sich etwas leise bewegte.

Als Neleta das Neugeborene neben sich fühlte, empfand sie eine heftige Angst. Sie wollte es nicht sehen und fürchtete sich, es anzublicken. Sie hatte Furcht vor sich selbst und war fest überzeugt, wenn sie ihren Blick einen Augenblick auf das Kind heftete, die Mutter würde in ihr erwachen und es ihr dann unmöglich sein, es von sich zu lassen.

„Tonet, vorwärts, bringe ihn fort.“

Der Kubaner gab der Alten schnell seine Instruktionen und ging hinunter, um von den schlafenden Bauern Abschied zu nehmen. Die Tante übergab ihm vom Kanal her, durch das Fenster unten, das lebende Paket.

Als die Fensterladen sich wieder geschlossen und Tonet sich im Dunkel der Nacht allein befand, fühlte er plötzlich seinen ganzen Mut schwinden. Dieses Bündel Wäsche, das er unter dem Arm hielt, flößte ihm Furcht ein. Es war ihm, als hätte ihn augenblicklich eine außergewöhnliche Nervosität ergriffen. Er hörte alle Laute im Dorfe, selbst die unbedeutendsten, und es kam ihm vor, als nähmen die Sterne eine rötliche Färbung an. Der Wind ließ das Laubwerk eines Bäumchens erzittern, das neben der Schenke stand, und bei dem Geräusch, das die Blätter hervorbrachten, glaubte er, das ganze Dorf wäre erwacht und fragte ihn, was er da unter dem Arm trüge.

Er glaubte, die Samaruca und ihre Verwandten, die durch das Nichterscheinen Neletas in der Schenke aufmerksam geworden waren, lägen wieder wie früher auf der Lauer, und er würde die alte Hexe plötzlich am Rande des Kanals auftauchen sehen. Welcher Skandal, wenn man ihn mit seiner Last überraschte! . . . Welche Verzweiflung für Neleta!

Er legte den Gegenstand in seine Barke, und sofort erhob sich ein dünnes Schreien. Heftig packte er seine Ruderstange und schoß mit wilder Schnelligkeit durch den Kanal. Kurz darauf passierte er die schweigenden Behausungen von Palmar und fuhr in den Albuferasee ein.

Die Ruhe des Sees, das Hell Dunkel einer stillen, sternklaren Nacht gaben ihm seinen ganzen Mut wieder. Ueber seinem Haupte wölbte sich das Dunkelblau des Himmels, unten der weißliche Azur des Wassers, von dem Glitzern der Sterne, die es widerspiegelte, ein wenig getrübt. Schon fingen die Vögel an, sich im Schilf hören zu lassen, die Fische bewegten und verfolgten sich unter dem Wasser.

Von der unaufhörlichen Fahrt dieser Nacht erschöpft, zog Tonet noch weiter an der Ruderstange und trieb seine Barke nach Saler. Die Mattigkeit warf ihn fast zu Boden, doch seine Gedanken wurden beständig von der Gefahr angestachelt, und sein Kopf arbeitete noch tätiger als seine Arme.

Schon war er weit von Palmar entfernt, aber er brauchte wenigstens noch eine Stunde, um Saler zu erreichen. Von da noch zwei gute Stunden, um bis zur Stadt zu kommen. Tonet betrachtete den Himmel. Es mußte drei Uhr sein. Noch zwei Stunden, dann brach der Tag an, die Sonne stand am Horizont, wenn er in Valencia anlangte. Dabei dachte er nicht ohne Angst an den langen Marsch durch die Kuzafebene, die stets von den Feldhütern bewacht wurde; an seinen Einzug in die Stadt unter den neugierigen Blicken der Zollbeamten, die gewiß sehen wollten, was er unter dem Arme trug; er dachte an die Leute, die vor Tagesanbruch aufstehen, denen er begegnen würde und die gewiß, wenn sie ihn erkannten, mit ihm sprechen wollten. . . . Dazu noch immer dieses empörende, verzweifelte Weinen, das immer heftiger wurde und selbst in der Einsamkeit des Albuferasees gefährlich schien.

Tonet sah einen endlosen, unerreichbaren Weg vor sich, er fühlte, wie die Kräfte ihn verließen. Nie würde er vor Tagesanbruch in die einsamen Straßen der Stadt gelangen, ebenso wenig zu den Kirchenportalen, wo man die Kinder, die eine

unnütze Last sind, ausseht. Es war leicht, in Palmar in der Einsamkeit des Schlafzimmers zu sagen: „Tonet, tu' das!“ Doch die Wirklichkeit stellte sich mit Bergen von Hindernissen entgegen.

Selbst auf dem See wurde die Gefahr jetzt immer drohender. An anderen Tagen konnte man wohl von einem Ende des Albufera zum anderen fahren, ohne einer Menschenseele zu begegnen, doch in dieser Nacht war der See bebölkert. Ueberall bemerkte man die Arbeit unsichtbarer Männer, die sich auf die Jagd vorbereiteten.

Ein ganzes Volk schoß in der Dunkelheit auf schwarzen Barken vorüber. Im Schweigen des Albuferasees, auf dem Wasser, auf dem die geringsten Laute sich bis auf hundertfache Entfernungen übertragen, erkönten die Hämmer, die die Schuttdachplanken für die Jäger festnagelten, während die Fackeln der Arbeiter wie rote Sterne glänzten. Wie sollte er seinen Weg unter all den Leuten, die ihn kannten, fortsetzen, von dem Klagegesang des Neugeborenen begleitet? Er kreuzte eine Barke, die, obwohl sie in einer gewissen Entfernung fuhr, ihn immerhin anrufen konnte. Sie mußte das seltsame Jammern gehört haben.

„Kamerad,“ rief eine ferne Stimme, „was fährst Du denn da für eine Ware?“

Tonet gab keine Antwort, doch er hatte nicht mehr die Kraft, die Reise fortzusetzen, kauerte sich deshalb am äußersten Ende der Barke nieder und ließ die Stange untätig ruhen. Er hatte Lust, hier zu bleiben und sich vom Tage überraschen zu lassen. Er fürchtete sich, weiter zu fahren und gab sich seiner Stimmung mit der resignierten Niedergeschlagenheit des Menschen hin, der sich im Bewußtsein, daß er sterben wird, zu Boden wirft. Er fühlte sich außerstande, sein Versprechen zu halten. Mochte man ihn überraschen, mochte alle Welt erfahren, was vorgegangen war, mochte Neleta ihre Erbschaft verlieren, er konnte nicht weiter.

Doch kaum hatte er sich in diese Resignation gefügt, da bemächtigte sich seiner ein Gedanke mit brutaler Heftigkeit. Es war zuerst wie ein Funken, dann ein Prasseln, dann eine große Flamme, dann endlich ein Brand, der seinen Kopf entzündete, als müsse er plagen, während ein kalter Schweiß sich wie der Dampf dieser inneren Feuersbrunst auf seiner Stirn verbreitete.

Warum weiter fahren? . . . Gab es aber etwas Besseres, als die Albufera, die so viele von der Justiz gesuchte Leute verbergte und sie vor Verfolgung rettete? Er zitterte bei dem Gedanken, daß der See keine Spur von der Existenz dieses kleinen schwachen Körpers, der erst seit so kurzer Zeit lebte, bewahren würde. Hätte der Kleine denn eine sichere Existenz, wenn er ihn in irgend einer Strafe der Stadt aussehte? „Die Toten kehren nicht wieder, um die Lebenden in Verlegenheit zu bringen.“ Tonet fühlte, während er diese Betrachtungen anstellte, wie die ganze Härte der alten Palomas wieder in ihm auftauchte, die grausame Kälte seines Großvaters, der seine kleinen Kinder ohne eine Träne mit dem selbstfüchtigen Hintergedanken sterben sah, daß der Tod in der Familie des Armen willkommen sei, weil dann für die Ueberlebenden mehr Brot zurückbleibt.

In einem lichten Augenblick schämte sich Tonet seiner Grausamkeit und der Gleichgültigkeit, mit der er den Tod dieses kleinen Wesens betrachtete, das jetzt, von seinem Weinkrampe ermüdet, stumm zu seinen Füßen lag.

Er hatte es einen kurzen Augenblick betrachtet und bei seinem Anblick nicht die geringste Bewegung empfunden. . . . Und doch war es sein Sohn! . . .

Um sich diese Kälte zu erklären, erinnerte sich Tonet an die Worte, die sein Großvater oft zu ihm gesprochen hatte. Nur die Mütter empfanden eine instinktive Zärtlichkeit für ihre kaum geborenen Kinder. Die Väter lieben sie nicht sofort, es muß eine Zeit dahingehen, und erst wenn die Kleinen größer werden, fühlen sie sich durch beständigen Verkehr und eine vernünftige und ernste Zuneigung zu ihnen hingezogen.

Er dachte an Neletas Vermögen, an das unversehrte Vermögen, das er als das seine betrachtete. Sein hartes Faulenzgerherz geriet bei dem Gedanken, das Problem der Existenz für immer gelöst zu sehen, in Aufregung, und sein Egoismus fragte sich, ob es klug wäre, die glückliche Entwicklung ihres beiderseitigen Lebens in Frage zu stellen, an ein mißgestal-

lebes, Kleines Wesen zu erhalten, bei dessen Anblick sich auch nicht eine Faser in ihm regte.

Wenn es verschwand, würde seinen Eltern nichts Böses widerfahren; blieb es aber am Leben, so mußte man widerwärtigen Menschen die Hälfte des Brotes zum Geschenk machen, das sie selbst in den Mund stecken konnten. Mit der den Verbrechern üblichen eigentümlichen Verblendung verwechselte Tonet die Grausamkeit mit dem Mut und schalt sich ob seiner Unentschlossenheit, die ihn die Zeit verstreichen ließ und ihn förmlich an den Bug der Barke nagelte.

Das Dunkel begann zu schwinden. Der Tagesanbruch stand nahe bevor. Ueber den grauen Himmel des erwachenden Tages huschten wie dahingleitende schwarze Flecken lange Streifen vorbeifahrender Vögel. In der Ferne hörte man nach Saler zu die ersten Gewehrschüsse. Von dem Hunger und der Morgenkälte gequält, begann der Kleine aufs neue zu weinen.

„Kubaner, bist Du es?“

Tonet glaubte diesen Ruf von einer fernen Barke her zu vernehmen.

Die Furcht, erkannt zu werden jagte ihn auf, und schnell gebrauchte er die Ruderstange. Ein Funke glänzte in seinen Augen, ähnlich dem, der stets in den grünen Augen Neletas leuchtete.

(Fortsetzung folgt.)

## Naturwissenschaftliche Uebersicht.

(Die Pflanze als Feind der Tiere.)

Von C. Thesing.

Was sollten wohl die Tiere ohne die Pflanzen beginnen? Sie wären einem raschen Hungertode verfallen, denn nur die Pflanze vermag ihre Nahrung unmittelbar aus der sie umgebenden Natur zu beziehen; anorganische Stoffe, die Kohlenäure der Luft, das Wasser und die Salze des Bodens zu organischen Verbindungen umzuwandeln, die Tiere dagegen sind stets auf andere Lebewesen zu ihrer Erhaltung angewiesen. So sehen wir denn auch die Kinder Floras einem ungestümen Ansturm der Tiere ausgesetzt; ja es ist kaum eine Uebertreibung, wenn man sämtliche Tiere direkt oder indirekt als Schmarotzer am Leibe der Pflanzenwelt bezeichnet.

Aus diesem Grund hat sich denn auch bei den meisten die Auffassung von dem durchaus passiven Verhalten der Pflanzenwelt im Haushalte der Natur festgesetzt, und man war natürlich sehr erstaunt, und die Entdeckung begegnete zuerst allgemeinem Unglauben, als von verschiedenen Forscher Pflanzen beschrieben wurden, bei denen sich dieses Verhältnis gerade umkehrte, Pflanzen, die es sich nicht gefallen ließen, nur Nahrungsstoffe für die Tierwelt abzugeben, sondern lieber selbst Tiere fraßen. Wie auf so vielen Gebieten ist auch hier wieder Charles Darwin, der sich besonders um die Klarstellung dieser Verhältnisse verdient gemacht hat. Gegenwärtig kennt man denn auch bereits mehr als fünf-hundert verschiedene Arten solcher fleischfressenden Gewächse. Das Hauptvorkommen dieser eigentümlichen Pflanzen, auch bei uns in Deutschland leben zahlreiche Arten, beschränkt sich besonders auf moorigen oder sandigen, in jedem Falle aber stickstoffarmen Boden, der nur unvollkommen für die Ernährung der Pflänzchen Sorge trägt.

Nach den sorgfältigen Untersuchungen Darwins und einer Anzahl moderner Botaniker ist es ganz außer Frage gestellt, daß diese Pflanzen in der Tat die gesangenen Beutetiere durch bestimmte verdauende Säfte zersetzen und die so vorbereitete Nahrung aufsaugen; ein Vorgang, der sich in ganz entsprechender Weise abspielt, wie die Verdauung von Fleisch- und Pflanzennahrung im Magen und Darne der Tiere. Man unterscheidet im allgemeinen drei Typen fleischfressender Gewächse, die Drüsen-, Schlauch- und Schnappfänger. Der bekannteste Vertreter eines Drüsenfängers ist unser heimischer Sonnentau, *Drosera rotundifolia*. Das zierliche Pflänzchen bildet niedrige am Boden stehende Rosetten. Aus der Mitte ragt der kleine, weißliche Blüten tragende Blütenstengel auf, im Kreise herum geordnet stehen die rundlichen Blättchen, deren Spreite mit zahlreichen Drüsenhärdchen besetzt ist, und an der Spitze jedes Haares sehen wir ein winziges Tröpfchen einer zähen, klebrigen Masse blinken. Setzt sich ein kleines Insekt auf dem Blättchen eines Sonnentaus nieder, dann bleibt es sofort an den Klebtropfen haften und mit jedem Versuch sich frei zu machen, verdrückt es sich nur immer mehr in die Schleimfäden, die rasch alle Atemöffnungen verstopfen und den Tod herbeiführen. Bald sehen wir, wie sich nun ein Drüsenhaar nach dem anderen nach der Blattmitte einzukrümmen beginnt, bis nach Ablauf einiger Stunden sämtliche Drüsenhaare mit ihren schleimabsondernden Köpfchen dem Körper des Insekts anliegen. In recht erheblicher Menge scheiden jetzt die Drüsenhaare eine saure pepsinhaltige Flüssigkeit ab, die in ihrer gemischten Beschaffenheit sehr ähnlich unserem Magensaft ist. Die Verdauung nimmt damit ihren Anfang. Allmählich rollt sich auch noch die

ganze Blattoberfläche etwas ein, so daß dann alle Teile des Blattes an dem Verführungswerke beteiligt sind. In dieser Stellung verharrt der Sonnentau mehrere Tage, bis sich allmählich die Blattspitze wieder zu strecken beginnt, ein Drüsenhaar rasch dem anderen sich aufrichtet und in seine natürliche Aufstellung zurückkehrt. Das Insekt jedoch ist verschwunden, die große Arbeit ist geleistet, das Tier ist nicht nur von der Pflanze verdaut, sondern regelrecht gefressen, d. h. nachdem der Körper des Insekts durch die Einwirkung des Drüsenstoffes in Lösung übergegangen war, begann die zweite Aufgabe der Haare, das Auffangen der Nährflüssigkeit. Der Sonnentau läßt sich sehr leicht im Zimmer in sandiger Erde kultivieren und gedeiht ausgezeichnet, wenn man ihn reichlich mit kleinen Fliegen oder etwas geschabtem Fleisch versorgt. So konnte man auch leicht nachweisen, was immer bestritten wurde, daß die Pflänzchen in der Tat aus dieser tierischen Nahrung Nutzen ziehen, brachten doch die künstlich gefütterten Pflänzchen etwa fünfmal mehr Samen hervor, als die unter gleichen Bedingungen gehaltenen Kontrollpflanzen, denen man nur die Fleischnahrung vorenthielt. Von hohem Interesse ist die ungemein feine Reaktionsfähigkeit der Drüsenhaare des Sonnentaus, die mit unseren feinsten Präzisionsinstrumenten erfolgreich kontrollieren könnte. So zeigte Darwin, daß die Krümmung der Haare noch eintritt, wenn sie von einem Haarstückchen von  $\frac{1}{2}$  Millimeter Länge oder einer geringen Spur phosphorsaurem Ammonium von einem Gewicht von  $\frac{1}{1000}$  Milligramm gereizt werden. Vor allen Dingen ist es aber bemerkenswert, daß diese kleinen Härchen sich nicht nasführen und zu unnützer Arbeit anspornen lassen. Die Bewegungen werden nämlich nur ausgeführt, wenn ein stickstoffhaltiger, zur Ernährung verwertbarer Körper auf sie gelangt, während bei stickstofffreien Mineralien jede Reaktion ausbleibt. Bei der zweiten Gruppe von fleischfressern, den Schlauch- oder Kannenfressern, besteht der Fangapparat aus tiefen Schläuchen, die aus den verschiedensten Teilen der Blätter hervorgehen können. In jedem größeren Gewächshause findet man jetzt häufig verschiedene Nepenthesarten, die wohl zu den schönsten Schlauchfängern gehören. In diesem Falle sind die freien Spitzen der Blätter zu umfangreichen, gedeckelten Kannen entwickelt, die mit dem eigentlichen Blatt durch einen langen rankenartigen Stiel verbunden sind. Die Kannen leuchten in der Regel in prächtigen Farben und werden daher von den Insekten für Blüten gehalten. Sie fliegen heran, um den an dem Kannenrande ausgeschiedenen Honig zu naschen, doch auf den durch Wachsabscheidung schlüpfrig gemachten Rändern ist kein Halten möglich, die Tiere geraten ins Gleiten und sinken in das Wasser, das die Kannen bis zur Hälfte erfüllt. Ein Kranz nach innen gekrümmter Vorsten macht ein Entkommen unmöglich und der Tod ist die Strafe der Raschheit. Bisweilen ist die Ergiebigkeit an Beutetieren so reich, daß sich die Leichen zehn, ja fünfzehn Zentimeter hoch in den Fanggruben der Schlauchfänger häufen. Verdauungssäfte, die in reichlicher Menge ausgeschieden werden, räumen aber bald mit der Nahrung auf. In vielen Fällen findet man in den Schläuchen auch zahlreiche Bakterien, die bei der Verdauung mithelfen. Während die Kannenflüssigkeit auf alles Organische zerstörend wirkt, lebt und entwickelt sich gleichwohl in ihr häufig die Wade einer fleischfliege und fordert ihren bescheidenen Anteil an dem Nahrungsüberflusse. Diese Tiere haben sich so vollkommen an diese ungewöhnlichen Lebensbedingungen angepaßt, daß ihnen die Verdauungssäfte keinen Schaden tun. Das erinnert daran, daß auch in unserem Magen und Darm zahlreiche Schmarotzer gedeihen und der tödlichen Einwirkung der Verdauungssäfte Widerstand leisten. Die letzte Gruppe dieser merkwürdigen Pflanzen bilden endlich die Schnappfänger, deren Blätter bei dem Erjagen der Beute lebhafteste Bewegungen ausführen. Doch die Venusfliegenfalle ist so bekannt, daß sich eine genauere Beschreibung erübrigt.

Während all diese Pflanzen, welche wir eben kennen gelernt haben, immer nur einen kleinen Teil ihrer Nahrung durch Ausbeutung anderer Lebewesen sich verschaffen, die größere Menge aber noch immer selbst erzeugen, gibt es andere, die sogenannten Schmarotzerpflanzen, die ihr Blattgrün und damit die Fähigkeit die Kohlenäure der Luft zu spalten, vollkommen eingebüßt haben. Sie sind daher genau wie die Tiere auf bereits vorgebildete organische Nahrungsstoffe angewiesen. Die Methoden, welche zur Erreichung dieses Zieles in Anwendung kommen, sind wieder recht mannigfaltig. Teils leben sie auf oder in Tieren und entziehen diesen die Nahrung, oder sie schmarotzen auf andere Pflanzen; ein letzter Teil endlich ist bescheidener und begnügt sich mit toten, verwesenden Stoffen. Doch nicht alle Schmarotzergewächse haben ihr Blattgrün schon vollständig eingebüßt, viele befinden sich gewissermaßen erst im Anfangsstadium einer parasitischen Lebensweise. Solch eine Uebergangspflanze ist z. B. die gemeine Mistel, welche ihren Wohnsitz mit Vorliebe auf den Schwarzpappeln aufschlägt und ihre Wirtin in rücksichtslosester Weise ausfaßt. Auch andere Bäume werden nicht von ihr verschont, nur verlangt die Mistel eine möglichst weiche Rinde, um ihre Senkholzeln tief in das Lebensmark des Baumes versenken zu können.

Die größte und wichtigste Klasse echter Schmarotzergewächse sind die Pilze und vor allen Dingen die Bakterien. Gerade aus den Reihen der letzteren sind zahlreiche als Erreger gefährlicher Krankheiten entlarvt worden. Welches menschliche Organ wir auch genauer untersuchen, meist finden wir es mehr oder weniger stark

von Bakterien besetzt. Namentlich unser Darm ist eine wahre Brutstätte dieser winzigen Gebilde, und wenn wir unsere Mundflüssigkeit oder den Inhalt eines hohlen Zahnes unter dem Mikroskop betrachten, ist man erstaunt über den Formenreichtum und die gewaltige Zahl von Bakterien, Koffen und Bazillen. Können wir doch keinen Atemzug tun, keinen Bissen essen oder Schluck trinken, ohne eine ganze Schaar dieser kleinen Feinde mit aufzunehmen. Zum Glück sind die meisten Bakterien ungefährlich, harmlose „Saprophyten“, welche an dem Lebensfluß der Nahrung bescheiden teilnehmen. Ja manche Darmbakterien sollen sogar durch förderndes Eingreifen bei der Verdauung direkten Nutzen bringen. So sprechen einige Forscher sogar von einer Symbiose, einem Genossenschaftsbund, zwischen den Bakterien des Darms und dem Wirbeltiere. Um der Unsicherheit ein Ende zu machen, hat man die Rolle der Bakterien experimentell zu bestimmen versucht, indem man mit Haunenswerter Geduld und unter Beobachtung peinlichster Reinlichkeit steril (keimfrei) geborene Tiere durch Verfütterung sterilisierter Nahrung und Galten in sterilisierter Umgebung darmkeimfrei aufzog. Das Ergebnis war jedoch kein einwandfreies, während die Versuche an Meeresschweinchen für die Entbehrlichkeit der Darmbakterien sprachen, wollten die steril aufgezogenen Hühner nie ordentlich gedeihen. Neben diesen harmlosen oder gar nützlichen Bakterien gibt es aber auch zahlreiche verderbliche Feinde für Menschen und Tiere, und wie in den letzten Jahrzehnten immer strenger nachgewiesen wurde, sind die Mehrzahl aller ansteckenden Seuchen, Tuberkulose, Pest, Cholera, Diphtheritis, Milzbrand usw. auf die Einwirkung von Bakterien zurückzuführen.

Neben den Bakterien spielen auch die echten Pilze als Krankheitserreger bei Mensch und Tier eine gewisse Rolle. Sollen Beispiele genannt werden, so erinnere ich nur an die Soorpilze im Munde von Kindern, an die Krebspest, die in wenigen Jahren so gründlich mit dem Krebsreichtum unserer Heimat aufgeräumt hat, und endlich an die verheerende Seidenraupenkrankheit. Man ersieht jedenfalls schon aus diesen wenigen Andeutungen, daß die Pflanze durchaus nicht immer das harmlose, passive Geschöpf ist, als das sie zuerst erscheint, daß sich häufig das Verhältnis geradezu umkehrt, und sie zum Angriff auf die Tierwelt übergeht. Und auch die übrigen Pflanzen sind nicht wehrlos den nahrungsuchenden Tieren ausgesetzt, nein eine fast überwältigende Fülle verschiedenartiger Waffen stehen ihnen zur Abwehr zur Verfügung.

## Neue Liebe.

Von E. G. Grumbel.

(Schluß.)

„Abend“ ... sagte Heinrich Baschle plötzlich, legte seinen Groschen für das Bier auf den Tisch und schob den Stuhl zurück, auf dem er gesessen.

Und dann war er draußen. Vorsichtig, mit tief in die Stirn gezogener Mütze stand er plötzlich drüben auf der Seite, gerade, nachdem die blonde Frau wieder in eins der großen Häuser hineingegangen war. Sie hatte vorher noch mit flinker Hand das rote Mitteltchen fester um den garten Kinderkörper gezogen. — Der Wind ging kühl.

„Bleib“ brav sitzen, Gretchen ...“  
 Und das knapp anderthalbjährige, kleine Mädchen nickte stumm mit großen, versiehenden, dunkelbraunen Augen.

Das waren seine Augen!  
 Der Mann stand plötzlich heiß und rot vor dem Wagen und starrte in das Kinder Gesicht.

Die Kleine sah ihn auch an. Gerade wie in stauender Freude, daß sich jemand um sie kümmerte.  
 Jetzt hob er den Finger, den schwieligen, braunen, hartgearbeiteten Zeigefinger.

Sofort griff das winzige Händchen und klammerte sich daran fest.  
 Den Mann überkam eine rasende Freude.

„Sag mal — — Papa — — Gretchen!“  
 Aber das Kind lächelte nur vor diesem fremden Wort.  
 Er wiederholte es noch einmal, flehend fast: „Pa — pa — —“  
 Aber der kleine, blasse Mund in dem schmalen Gesichtchen blieb stumm.

Seitwärts durch den Vorgarten des Hauses kamen leise Schritte näher, — — förmlich erschrocken rannte der Mann davon. Am nächsten Abend nach der Feierstunde stand er jedoch wieder auf derselben Stelle. Hinter einen Baum gedrückt, verfolgte er mit den Blicken heimlich sein Weib. Wie es arbeitete, wie es sich quälte um das tägliche Brot, — — wie es mit schier verlogender Kraft treppauf, treppab lief, fleißig, still, pflichtgetreu, wie sie es immer gewesen. — —

War sie dann in den Häusern, stand er wieder vor dem Korbwagen bei seinem Kinde. Sagte es zehnmal und zwanzig- und dreihingmal dem kleinen Mädchen vor, was er doch für sein Leben gern gehört hätte: „Papa!“

Und immer lächelte das blonde Püppchen, lächelte aus braunen Augen stumm und dumm und stauend. Und immer floh er, schied verstört, wenn sein Weib kam.

An einem der nächsten Tage zog ein tüchtiges Regengewetter über den Vorort herauf. Kalte, nasse Schauer fluteten hernieder.

Frau Marie saß allein in ihrer Dachstube und fürchtete sich anzugehen. Sie hatte ihr Kind auf dem Schoß. Der Regen klatschte gegen die Fenster. Marie drückte den Kopf fester und fester gegen das ängstliche Gesichtchen der Kleinen.

Es war schmil in der niedrigen Stube.  
 Das junge Weib preßte die Zähne aufeinander, um nicht loszuschlagen vor Herzeleid. Nicht allein der bittere Kampf um das tägliche Brot, nicht allein die Arbeit zehrte an ihrer Kraft. Nein — da war noch etwas anderes, was ihr im Blute saß und rannte und schrie nach Erlösung: die Sehnsucht! Vor einem Jahre war diese Sehnsucht nicht gewesen. Da hatte sie das Kind an der Brust, das zarte, schwächliche Dingelchen. Und immer müde war sie von den schlaflosen Nächten gewesen, da Gretchen stundenlang geschrien, und immer Rückenmühen hatte sie und wildes Weh im Körper, wenn der starke, blühende Mann sie in seine Arme riß.

War sie nicht schuld gewesen, daß er von ihr fortgelaufen war mit dem koketten, hübschen Mädels aus der Nachbarschaft? Hatte sie ihn nicht mit ihrer Zimperlichkeit förmlich fortgetrieben aus dem Hause?

Marie zuckte jäh zusammen. In die Stille hinein hatte Gretchen plötzlich etwas gesagt, flüsternd, vorsichtig — — aber sie hatte doch das erste deutliche Wort gesprochen. Nur folgte das zweite, schon mutiger und lauter und ganz und gar von Glück verklärt:

„Pa — p — pa!“  
 Verstört sprang die junge Frau empor. Sie hatte dieses Wort dem Kinde niemals vorgesprochen, nie vorher wußte Gretchen davon — — aber irgend jemand mußte doch — —

„Papa“, wiederholte die Kleine. Und das Aermchen hob sich und die Fingerringen zeigten durch das Fenster, an das klirrend der Regen schlug.

Da kam es wie ein Lauffeuer über die junge Mutter. Sie wäre erstickt in der einsamen Kammer unterm Dach. Sie hüllte das flaumige Köpfchen in ein Tuch, nahm ihren Zeitungspfad, den ihr der Nachbarjunge mitgebracht und lief die Treppen hinauf. Auf dem Hausflur setzte sie Gretchen in den Wagen und fuhr hinaus.

Der Sturm schlug ihr ins Gesicht und die großen kalten Regentropfen taten ihr weh.

An der zweiten Hoftür stand ein Mann. Bart und Haupthaar naß, der dünne Arbeiterrock wehte hoch im Wind. — —  
 Er stand vor ihr, als sei er nie fort gewesen.

Sie küßten aber beide, daß sie zitterten.  
 Er schüttelte den Kopf und sah sein kleines, frierendes, blaßes Mädchen an.

„Das darf aber heut nicht mit bei dies Wetter! Das fürcht' sich ja. Laß es oben — Marie — der Wind jeht zu schart für so'n Kleenes — —“

Seine Finger neigten sich, zwei zappelnde Händchen griffen danach. — Die junge Frau lehnte reglos vor dieser seltsamen, unerkennlichen Freundschaft an der Steinmauer.

Er hat es abgepaßt, wenn ich in den Häusern war, durchfuhr sie die Gewißheit. Und laut sagte sie:  
 „Ja kann's nich alleine lassen oben — — so lange — —!“

Da nickte der Mann und hat noch stehender wie vorher.  
 „Wenn de — wenn de nicht dagegen hält'st — wenn de mir noch für'n ehrlichen Kerl halten könnt'st — denn würd' ich mit — Gretchen so — solange, bis de Zeitungen drägt — oben — oben bleiben!“

Er stotterte furchtbar.  
 Sie hatte schon in den Kleiderrock gegriffen und den Schlüssel aus der Taube gezogen.

„s is heute wegen des Wetter später geworden mit's Aus-tragen — — ich hab' Eile!“  
 Und sie streckte die Hand mit dem Schlüssel aus.

Er nahm und hielt zugleich ihre Finger fest, die zuckend in seinen lagen.  
 „Und — und wenn de — wenn de wieder retour kommst, denn — denn kann ich ja wieder gehn, Marie!“

Sie begann noch mehr zu zittern. Sie sah ein Bild, wie hervorgezaubert vor ihrer Seele.

Heimkommen mit müden Füßen in einer Stunde oder zwei — o, heute würde es gewiß nur eine sein! Und oben in der Stube am Fenster ihr Mann mit dem Kinde auf den Knien, und hinterher nur die Sterne am Himmel und das lauschende Glück am Tische; und zwei Arme, in die sie sich flüchten konnte aus aller Not und Einsamkeit. — —

Sie nickte jäh und zog ihre Hand zurück.  
 „Ne, nee — bleib, Geini! Ich komme bald — bald!“  
 Das letzte Wort war ja fast wie ein Jauchzer gewesen.  
 Und der beinegehrte Mann nahm sein braunäugiges Kind aus dem Wagen und stieg die fünf Treppen bis in die Dachstube hinauf, als ginge es geradeswegs in den Himmel.

## Kleines feuilleton.

Theater.

Kammerspiele: „Cypriata“, Komödie von Aristophanes. Bearbeitet von Leo Greiner, Musik von Dumpebind. Ein Abend, der das nach mancherlei Enttäuschungen recht matt gewordene Interesse für das kleine Reinhardt'sche Experi-

mentiertheater frisch beleben wird. Das Wagemüß, eine Aristophanische Komödie und obendrein gar die „Lysistrata“ vor einem unerwartet hohem Maße. Die Bearbeitung hatte recht geschickt, aus dem Text alle heute unverständlichen Anspielungen und mythologischen Reminiszenzen ausgekratzt, die Chöre, die in dem Original einen breiten Raum einnehmen, bis auf kleine Reste beseitigt, vieles gekürzt und die allzu argen Eindeutigkeiten des Dialogs ein bißchen zivilisiert. Bei den Kürzungen freilich hätte man noch energischer verfahren sollen. Die erforderlichen Striche sind unschwer nachzuholen. Hauptsache ist, daß Reinhardt's vollblütige Regisseurphantasie die Szenenfolge, die beim Lesen einen schwankend unbestimmten Eindruck hinterläßt, zu einer Bilderreihe von lebendiger Anschaulichkeit zu gestalten vermocht hat. Der Reichtum seiner hier betätigten Erfindungskraft verdient Verwunderung. Die alten Griechen werden das Lustspiel gewiß ganz anders gespielt haben. Doch was schadet das, wenn Reinhardt durch seine freie Wiedergabe eine Stimmung weckt, die uns die Lust, mit welcher die Athener einst im Theater den tollen Ausgelassenheiten ihres Lieblings gefolgt sein mögen, von Grund aus verstehen und nachempfinden läßt. Die malerischen Reize, in denen er hier schwebt, wirken als ein notwendiges, vom Wesen dieser Dichtung selbst erforderliches Moment. Die Komik wird in dem Glanz und Farbenreichtum, in dem sie sich bewegt, noch komischer, die Sinnlichkeit verliert dadurch etwas von ihrer derben Erdschwere. Vorzüglich war, wenn auch der Wärm hier stellenweise so laut anschwellt, die szenische Steigerung am Schluß. In dem wilden Getümmel, das den ehelichen Streik beschließt, in dem Stampfschritt des unsichtbaren Tanzes lag eine orgiastische Erntase, die den Gedanken an die Dionysfeste, die Wiege althellenischer Dramatik wachrief.

Das Stück stammt aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges. Es mag sein, daß der Dichter, der, ein Gegner des demokratischen Regiments in seiner Heimat, den Krieg mit Sparta für ein Unglück hielt, auch in der „Lysistrata“ politische Tendenzen verfolgte. In der Ausführung tritt aber diese Absicht weit hinter die Lust an ungebundenen Phantasiespielen zurück. Das Leid des Krieges wird hier, von einer einzigen gefühlvoller gefärbten Stelle abgesehen, als bloßes Pöffenleid behandelt. Die Damen von ganz Griechenland sind auf die Nachricht, daß Spartaner und Athener einen vorläufigen Waffenstillstand geschlossen, von der unternehmenden Lysistrata auf die Akropolis, die alte Stadtburg von Athen, zusammenberufen. Die Organisation eines allgemeinen passiven Widerstandes gegen die heimkehrenden Gatten und Liebhaber soll ins Werk gesetzt und die unverständigen Mannsleute sollen dahin gebracht werden, daß sie den Waffenstillstand in dauernden Frieden verwandeln. Um die zur Tag- und Nachtzeit schmerzlich Entbehrten für alle Zukunft zurückzugewinnen, soll jede Frau solange sich dem Werben ihres Mannes versagen, bis der Gessoppte, müde gemacht, die Forderung erfüllt, endgültig allen Kriegsgelüsten abzuschwören.

Der schnatternde, vielbarbig gepuhte, erregt die hellen Lächer schwenkende Frauenschwarm vor der feierlich schönen Burgterrasse war ebenso reizend als drollig anzusehen. Nachdem der Bundesführer geleistet ist, flattert das bunte Völkchen die breite Freitreppe hinauf, die Burg, in der Kriegsschak liegt, zu besetzen. Höchst amüßant wirkte der Aufmarsch der alten Greise, die in kopfswadelernder Entrüstung über den unerhörten Handstreich Feuer an die Weiberfestung legen wollen, und, von den anmutigen Rebellen mit Wassergüssen siegreich in die Flucht geschlagen werden. Schwerer ist es, den inneren Feind in Schach zu halten. Die Dämchen träumen nur von ihren Männern und wollen schon desertieren. Aber es gibt auch solche, die treu zur Sache stehen. Ein Gatte von besonders ungestümtem Temperament, Schildkraut war brillant in dieser Rolle, schleicht durch die ausgestellten Wachen und wird von seinem Frauchen, das er mit den süßesten Tönen herbeiruft, in raffiniert-durchtriebener Weise angeführt. Endlich verkündet eine Wottschaft der Spartaner, deren Frauen gleichfalls aufständig geworden, die Vereinskraft zum Friedensschluß. Das schwächere Geschlecht hat gesiegt. Die Männer stürmen zur Burg hin und jeder hascht sich die Seine. Aus den Kulissen erschallt der Takt des Tanzes.

Frau Ehsoldt war eine schmiegsame, feine, vor allem intelligente Lysistrata, Camilla Eibenschütz eine anmutig-kollekt Myrrhine, Hedwig Wangel ein spartanisches Mannweib von enormer Drahtik. Neben Schildkraut wäre unter den Herren in erster Reihe Wassmann, der einen kreuzdummen Magistratsbeamten mimte, zu erwähnen. dt.

Friedrich Wilhelmstädtisches Schauspielhaus: „Lokomotivführer Claufen“, Schauspiel von E. E. Eberhart. Es ist ein besonderes Verdienst der modernen Richtung, daß sie im Drama eine Erweiterung der bis dahin engefaßt gebliebenen Stoffgrenzen auf soziales Gebiet hinausgebracht hat. Nur entsprach nicht immer das künstlerische Vermögen dem heißen Bemühen nach möglicher Vertiefung in das Ringen unserer Zeit. Sonst würde sich doch eines der vielen Dramen aus dem Leben bestimmter Berufe und Schichten während des letzten Jahrzehnts mehr als ein Eintagsleben erkämpft haben. Anregungen wurden ja gewonnen. Und wir sind heute weit entfernt davon, einen ge-

wissen Nutzen sozialer Tendenzdichtungen zu bezweifeln. Es fragt sich dann aber auch, ob der Dichter die Fähigkeit hat, tiefer zu schürfen und ob der Gegenstand für eine künstlerische Behandlung taugt. Ein Stoff aus dem Betriebsleben der Eisenbahn besitzt entschiedene dichterische Qualitäten, das ist nicht abzutreiten. Also könnte auch das Lokomotivführer-Schauspiel auf ein nachhaltiges Interesse rechnen, wenn sein pseudonimer Verfasser, der mit dem kürzlich vielgenannten Kriminalkommissar Müller identisch ist, ein wirklicher dramatischer Dichter wäre. Jedem Leser der sich die Erörterungen über das Eisenbahnunglück bei Straussberg ins Gedächtnis ruft, wird sofort klar sein, um was es sich in diesem Drama handelt. Ursache des Unglücks: vermorschte Schienenschwellen, miserabler Unterbau im Zusammenfluß mit Überlastung der Unterbeamten. Schuld an allem trägt die Verwaltung, die an allen Ecken und Enden knausert. Von Rechts wegen müßte sie auf die Anlagengabent kommen — und nicht der arme Lokomotivführer. Die Disziplin verlangt aber, daß die Unschuldigen schuldig gesprochen werden. Mit dieser bisher noch unerfüllt gebliebenen Forderung hat der Verfasser eine moralische Geschichte vom verführten Mädchen, das ins Wasser gegangen ist, verknüpft. Das wäre ja gut und schön — wenns nur über das Niveau der Hintertreppendichtung hinausreichte und das ganze Stück, statt ein dialogisierter Zeitungsartikel zu sein, ein wirkliches Drama wäre. Die zwei ersten Akte sind äußerst lebend und die letzten beiden kommen über szenische Bilder nicht hinaus. Indessen wird kein Baum durch einen Nighieb gefällt. Vielleicht gelingt Eberhart später Besseres. Um der Tendenz willen ging das Publikum mit dem Verfasser willig mit und rief ihn mehrfach vor die Kampen. — e. k.

### Sprachwissenschaftliches.

Die Läuterung des Ausdrucks. Die Sprache wird von lebenden Menschen gebraucht und ändert sich mit ihnen. Wer heute eine althochdeutsche Schrift vornimmt, versteht sie nicht: sie kommt ihm zu unverständlich und fast fremd vor.

Die Veränderungen der neuhochdeutschen Sprache der althochdeutschen gegenüber erstrecken sich meist auf die Form der Wörter und auf das Auffommen neuer Wörter, zum wenigsten auf die sprachliche Fügung, sofern diese nicht durch jene hervorgerufen wird. Die sprachliche Fügung der Wörter beruht auf gewissen Gesetzen, die zwar nicht wie eiserne Einschnürungen wirken, aber dennoch meist nicht ungekrast durchbrochen werden können, sofern sie der Ausdruck der dem Deutschen eigenen Erfassung der Dinge und Verhältnisse sind.

Solange nun die erwähnten Veränderungen sich organisch aus dem fortschreitenden Bau der Sprachen ergeben, wird nichts dagegen einzuwenden sein; auftreten muß man aber dagegen, wenn sie willkürlich und völlig ungerechtfertigt vorgenommen werden und nicht allein geeignet sind, den Sinn zu stören, sondern auch die Knappheit und damit die Schönheit des Ausdrucks beeinträchtigen.

Nehmen wir z. B. folgendes Ungeheuer, das in der Nummer 28 dieser Zeitung zu sehen oder vielmehr zu lesen war:

„Diejenigen Arbeiter, die eine Legitimationskarte nicht besitzen und auch nicht erlangen können, sind auszuweisen.“

Dieser Satz ist nicht etwa von einem Schriftsteller, der sich im Gedränge seiner täglichen Pflicht nicht vor den zahllos umherstirrenden Bazillen schützen konnte, in der Eile niedergeschrieben worden, sondern er verdankt seinen Ursprung dem Gehirn eines preußischen Bureaukraten, der seine Dummheiten bedächtig ausflügelt und damit eine große Leistung vollbracht zu haben glaubt. Sagen wir: von einem früheren Korpsstudenten oder von einem gewissen Feldwebel.

Zunächst wollen wir den Satz von seinen Geschmackslosigkeiten und vor allen Dingen von seinen Schnitzern reinigen und ihn so fassen:

„Wer von den Arbeitern keine Legitimationskarte besitzt und auch keine erlangen kann, ist auszuweisen; oder: Arbeiter, die keine Legitimationskarte besitzen und auch keine erlangen können, sind auszuweisen.“

Wie man sieht, ist das schleppende „derjenige, welcher“ vermieden und dann, was die Hauptsache ist, steht die Verneinung an der richtigen Stelle.

Die falsche Stellung der Verneinung ist weiter nichts als eine Dummheit, die ihren letzten Ursprung vielleicht im Gerichtssaal hat, wo oft Handlungen mit Nachdruck verneint werden, und die jetzt eine so große Verbreitung gefunden hat, daß selbst Schriftsteller, die sich etwas auf ihren Geschmack zugute tun, ihr mit Haut und Haaren verfallen sind. Wer es nicht glaubt, laufe sich irgend eine Zeitung, besonders am Montag.

Vielleicht wird es besser, wenn allgemein beachtet wird, daß die Verneinung im Deutschen zu dem Worte gesetzt wird, dessen Begriff nicht vorhanden ist.

Kann der Arbeiter etwa überhaupt nichts besitzen oder erlangen, oder hat jemand das bestritten? Wesen oder erlangen kann er schon, dazu wird ihm niemand die Fähigkeit absprechen, denn wozu sonst der ganze Spektakel wegen seiner Begehrlichkeit? Aber was nicht da ist, das ist die Legitimationskarte, also setze ich mit Erlaubnis meines Denkvermögens die Verneinung auch vor diese.

Jetzt gehet hin und tuet desgleichen. E. W.